

Afrikanische Zigeuner

Schwieriges Los der aus Senegal stammenden Mbororo im Südsudan

Dem westafrikanischen Noma-denstamm der Mbororo hat der Friede im Südsudan übel mitge-spielt. Seit der Heimkehr von Kriegsflüchtlingen werden sie bedrängt und müssen als Sün-denbock herhalten.

Markus M. Haefliger, Wau

Die Verständigung mit den Mbororo in Wau, der Hauptstadt des südsudanesi-schen Gliedstaats Western Bahr al-Gha-zal, gestaltet sich schwierig. Der Polizei-
chef hatte angeboten, uns seinen Dol-metscher für solche Fälle mitzugeben, aber dieser weilt gerade nicht in der Stadt. Niemand spricht Peulh, die Spra-che der Mbororo, die sich selber auch als Fallata bezeichnen. Sie selber kön-nen weder Arabisch noch Englisch, die Verkehrssprachen im Südsudan. Schliesslich lässt das Oberhaupt der Gruppe, Abubakar Buba, seinen Sohn herbeirufen.

Abubakar Adam, der Sohn, kann etwas Französisch. Die Zeichensprache und Situationsskizzen erweisen sich je-doch als hilfreich. Er habe seine Wan-derjahre in Kongo-Kinshasa verbracht, erklärt der Mittfünfziger, ferner in Bu-rundi und Rwanda. Dort sei er sogar einmal verheiratet gewesen. Herum-gezogen sei er auf Lastwagen und Motorrädern. Abubakar Adams Wan-derungen müssen ein Echo auf die Familiengeschichte gewesen sein. Seine Grossmutter sei noch in Senegal, nahe der Grenze zu Mali, geboren worden. Aber später (vermutlich in den vierziger

Jahren) sei die Familie mit Hunderten von Kühen und Rindern gen Osten ge-zogen, über Mopti, Bandiagara und Gao in Mali, Torodi in Niger, Maiduguri im Nordosten Nigerias nach Tschad und Darfur im Sudan. Nach den Erzählun-gen der Grossmutter seien die Vorfah-ren zu Ross, auf Eseln und zu Fuss ge-wandert. Sie hätten zwei, drei Jahre in einem Gebiet gelebt und seien dann weitergezogen, sagt Abubakar.

Ausser den Kindern, die farbige Kettchen und goldene Nasenringe tra-gen, hinterlässt die Gruppe einen un-glücklichen Eindruck. Der Sohn er-zählt, sein Vater sei am Vortag aus dem Gefängnis entlassen worden. Dorthin habe man ihn vor zwei Jahren gesteckt, weil er den fälligen Schadenersatz nicht habe zahlen können, nachdem er eine Frau geschwängert habe. Die rund 800 Mbororo hausen am Stadtrand in är-mlichen Hütten. In einer davon, die mit Plastic-Plachen bedeckt ist, liegt ein Mann mit einem zertrümmerten Schienbein. Er habe an der Grenze zur Zentralafrikanischen Republik Kühe gehütet und sei von Zande angegriffen worden, einem einheimischen Volk, er-klärt Abubakar Adam.

Laut dem Historiker Douglas John-son wandern Mbororo, ein Sammel-begriff für Nomaden aus der westafrika-nischen Sahelzone, seit Jahrzehnten in den Sudan ein. Eine Haussa sprechende Sippe habe sich am Blauen Nil im Osten niedergelassen, eine andere, die Peulh spreche, im äussersten Südwesten des Sudans. Über die Triebkräfte der Völ-kerwanderung ist wenig bekannt. Laut Leben Moro von der Universität Juba suchten die Mbororo wie alle Nomaden



nach besseren Weidegründen und ka-men dabei bloss besonders weit.

Während des Bürgerkriegs, nachdem Hunderttausende von Südsudanesen geflüchtet waren, nutzten Warlords das frei gewordene Weideland. John Ga-rang, der verstorbene Führer der süd-sudanesischen Befreiungsbewegung, soll im gleichen Gebiet wie die Mbororo mit riesigen Viehherden reich geworden sein. Auch den Mbororo eröffnete sich eine Gelegenheit. «Solange John Ga-rang da war, ging es uns gut», sagt Abu-bakar Adam. 2004 kam der Frieden. Die Einheimischen kehrten zurück, unter ihnen Angehörige der Stämme der Zan-de und Moru. Das sei der Nachteil am Nomadenleben, sagt Moro, die einen hätten Glück, die anderen Pech.

Seither werden die Mbororo (oder Ambororo) im Südsudan verfolgt. Laut einem Bericht der Konfliktforscherin Mareike Schomerus werden sie in den Gliedstaaten Western Bahr al-Ghazal und Western Equatoria mit Waffen-

gewalt daran gehindert, mit ihren Vieh-herden umherzuziehen. Die südsudane-sische Regierung in Juba wirft ihnen vor, mit der ugandischen Terrorguerilla Lord's Resistance Army gemeinsame Sache zu machen oder von der nord-sudanesischen Regierung als Miliz ein-gesetzt zu werden. Während des Bür-gerkriegs stimmte dies vielleicht. Aber seither kommen sie in den Berichten der Uno-Militärbeobachter über be-waffnete Auseinandersetzungen kaum je vor. Laut Schomerus dienen sie der Regierung als Sündenbock, um von eigenem Unvermögen beim Ausbruch von Konflikten abzulenken.

Vielen Südsudanesen gelten die Mbororo als Unruhestifter und Diebe von Honig oder Vieh. Der General-sekretär der staatlichen südsudanesi-schen Menschenrechtskommission, Lawrence Korbandy, sagt mit Blick auf die Mbororo lakonisch, er setze sich für die Menschenrechte von Personen ein, die sie verdienten; die Mbororo gehörten nicht dazu. Die Gruppe in Wau ist nach Abubakars Angaben vor vier Jah-ren in die relative Sicherheit der Stadt ausgewichen. Sie ernährt sich davon, dass alle paar Wochen einige Burschen 200 Kilometer Richtung Südwesten wandern, wo die Kuhherden der Mbo-roro weiden, und ein paar Tiere zum Viehmarkt nach Wau treiben.

Aber ihre Nachbarn lassen sie nicht in Ruhe. Wo sie sich niederlassen, kom-men Zande oder Dinka und pflanzen Bäume oder graben Löcher für Latri-nen, um ihren Anspruch auf das Land zu untermauern. «Aber wohin sollen wir?», fragt Abubakar Adam. Er bleibt die Antwort schuldig.